Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 4. Bromberg, den 6. Januar 1927.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

(39. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreißigstes Kapitel.

Der Kellner schlich hinaus. Offenbar gab er draußen seine Erfahrungen zum besten: die Wirtin erschien und fragte, ob er nicht ein besseres Zimmer befehle. Sender lehnte dankend ab. Und kaum, daß sie gegangen, trat der schlanke Blonde ein, den Sender bei der Ankunft gesehen, und eilte mit erhobenen Armen auf Sender zu, als ob er ihn umhalsen wollte. Aber Moskal richtete sich drohend auf und knurrte ihn grimmig an. So konnte er nur aus einiger Entfernung rufen: „Ein Kollege! . . . Auf der Durchreise? . . . Welche Freude!"

„Kusch' dich, Moskal," befahl Sender dem Hund. „Ja," erwiderte er sehr kühl, „Schauspieler bin ich allerdings" — „Aber nicht dein Kollege," fügte er in Gedanken hinzu.

Der Blonde kam heran, nun mit gesenkten Armen. „Hermann Dagobert v. Hoheneichen," sagte er mit leichter Verbeugung. „Erster Liebhaber, Held, Charakterspieler, Bonvivant."

Sender erhob sich nur halb vom Stuhl. „Alexander Kurländer." „Was soll ich noch sagen," dachte er. „Mir scheint, ich werd' Charakterspieler, aber das muß ja erst Nadler bestimmen." So sagte er denn gar nichts.

„Kurländer?!" rief Hermann Dagobert v. Hoheneichen. „Wirklich? — Alexander? — der berühmte Kurländer? O welche Freude!" Er ergriff Senders Hand. „Wie oft hab' ich schon von Ihnen gehört! Sie sind ja ein Pfeiler, ein Stolz der deutschen Kunst. Kurländer in Zaleszczyki!" Er fuhr sich an die Stirne, als mache ihn die Freude fast verrückt. „Welch glücklicher Zufall!"

Sender war einen Augenblick verblüfft. „Sollte es wirklich einen berühmten Kurländer geben?" dachte er. Als aber der andere ungestüm rief: „Die Freude muß ich begießen! Heda! Wirtshaus —" da wußte er Bescheid.

„Sie irren," sagte er. „Ich bin durchaus nicht berühmt. Ich —"

„Welche Bescheidenheit!" rief Hoheneichen und nahm am Tische Platz. „Ja, so ist die echte Größe! Ich — ich kann mich ja mit Ihnen nicht messen, aber bescheiden bin ich auch. Nur muß alles seine Grenzen haben! Sie nicht berühmt? Wer wäre es dann? Man hat Sie ja wiederholt den zweiten Dawison genannt! Wer war's nur? Saphir — richtig — Saphir! Er, der sonst jeden verreißt — das heißt, mich hat er auch gelobt, wiederholt und sehr, Kollege — Sie also hat er in den Himmel gehoben." Das strömte wie ein Sturzbach, er sprach einen hohen, heiseren Tenor und stieß etwas mit der Zunge an. „Und war ich denn nicht selbst dabei, als Sie das ganze Haus zu Beifallsstürmen hinrissen? Auch ich applaudierte wie besessen. Wo war es nur? In Wien? In Berlin? Aber das ist ja gleichgültig. Wirtshaus — wo steckt der Kerl!"

Der Kellner stürzte herbei. „Auch mir so eine Flasche," befahl Hoheneichen.

Der Kellner blickte Sender fragend an. Dieser schüttelte den Kopf.

„Sie irren," wiederholte er nachdrücklich. „Ich bin ja noch niemals aufgetreten. Gesehen haben wir uns freilich schon, aber daran werden Sie sich nicht erinnern." Der Sprachfehler des Künstlers hatte ihn auf die richtige Spur gebracht. „Vor zwei Jahren in Czernowitz, nach der Vorstellung des „Kaufmann von Venedig". Sie waren der Antonio. Sie sind damals mit am Tische des Herrn Nadler gesessen und haben sich vor Lachen über mich ausschütten wollen. Ich hab' dem Herrn Direktor erzählt, wie mir die Vorstellung gefallen hat."

„Das waren Sie!" rief Hoheneichen, ergriff Senders Hand und schwang sie wie einen Pumpenschwengel hin und her. „Der junge, blasse Student waren Sie? Und nun haben Sie es schon so weit gebracht? Es ist erstaunlich! Aber nein, es ist nicht erstaunlich. Es bestätigt nur, was ich immer sage. „Kinder", sag' ich, paßt auf, die akademische Bildung"! Ja, das ist kein leerer Wahn! Wir alten Studenten kommen auch beim Theater am raschesten vorwärts und nicht die Schneider und Barbiere! Prosit! — Vivat academia! . . . Kellner, wo bleibt mein Wein?"

Der Kellner rührte sich nicht. Auch Sender blieb hart. „Schon wieder ein Irrtum", sagte er, „ich war ja damals nicht Student, sondern Fuhrknecht . . ."

„Was waren Sie?" Einen Augenblick stockte der Sturzbach, aber auch nur einen. „Oh, auch ein schöner Beruf. „Wenn die Peitsche knallt . . ." Und umso ehrenvoller, daß Sie sich so rasch emporgearbeitet haben!"

„Nun, das muß sich ja erst zeigen. Aber ich vertraue auf den Herrn Direktor Nadler. Er ist ein braver Mann und versteht seine Sache."

„Das ist er", rief Hoheneichen. „Bei Gott ja! Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle! Das heißt. Fehler hat er auch, wie jeder Mensch. Kollege, Sie sind jung, unerfahren, gestatten Sie mir ein offenes Wort. Nadler ist gegen den Anfänger wohlwollend, gegen den fertigen Künstler hart, da regt sich sein Neid. Je talentvoller ein Mitglied ist, umso seltener beschäftigt er es. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Was bekam ich, der in Wien, in München, in Berlin ein Liebling des Publikums war, zuletzt zu spielen? Darum bin ich von ihm gegangen, das heißt darum allein nicht. Er ist ja auch ein Schwindler, der Gagen verspricht und keinen Heller zahlt. Er ist uns ja im vorigen Jahr durchgebrannt und hat uns sitzen lassen. Lassen Sie sich das erzählen, Kollege, es wird Ihnen sehr interessant, sehr nützlich sein. Sehr!" Er hob den Finger. „Es ist meine Pflicht, Sie vor diesem Schurken zu warnen. Aber mit trockener Kehle kann ich es nicht, lassen Sie uns eine Flasche trinken — es ist ja unter Kollegen gleichgültig, wer sie bezahlt."

„Unter Kollegen — mag sein!" erwiderte Sender. „Aber wer auf Nadler schimpft und so lügt, ist nicht mein Kollege. Sie sind ihm durchgebrannt, weil Sie der Stickler aufgestachelt hat, und haben sich dadurch, wie es scheint, nicht gerade gut gebettet. Und statt sich selbst anzuklagen, verleumden Sie Nadler?"

Der Schauspieler fuhr empor, ebenso Sender. „Das wird eine Szene geben", dachte er. „Gleichviel, ich war es Nadler schuldig." Wohl streckte der Künstler die Hand gegen Sender, aber nur, um sie gerührt auf seine Schulter zu legen.

„Sie haben recht, Kollege", sagte er, „in allem! Ich weiß es zu schätzen, wie mannhaft Sie da für Ihren Direktor eingetreten sind. Auch ich bin ja ein Charakter, nicht bloß ein Talent. Zum Glück ist zwischen unseren Ansichten kein gar so großer Unterschied; wir können einander

entgegenkommen, ohne uns selbst etwas zu vergeben. „Ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle —“ so war mein Urteil über Nadler; ich bitte Sie, dem zuzustimmen! Dafür bin ich bereit, Ihnen zuzugeben, daß es töricht von mir war, den Einflüsterungen dieses elenden Stickler zu folgen und das Engagement einseitig zu lösen. Und recht haben Sie auch, daß ich es zu bereuen habe.“ Er fiel schlaff auf den Stuhl nieder. „Das ist ja ein Hundeleben! Ein Mann von uraltem Adel, ein Hoheneichen! Wissen Sie, was das heißt? Gegen uns sind die Habsburger Parvenüs. Ein Hoheneichen war im dritten Jahrhundert deutscher Kaiser!“

„Entschuldigen Sie zur Güte“, unterbrach ihn Sender. „Das ist schon wieder ein Irrtum. Ich hab' die ganze Weltgeschichte durchgelesen. Aber daß Sie es hier nicht gut haben, glaub' ich gern.“

„So stimmen wir also in allen Hauptsachen überein“, rief Hoheneichen begeistert und reichte ihm über den Tisch die Hand hin. „Wir müssen Freunde werden, lieber Kurländer, die Natur selbst hat uns zu Freunden bestimmt. Wie Sie in meiner Seele lesen! Ja, ein Hundeleben! Wenn nicht die Begeisterung für die Kunst wäre, man müßte zusammenbrechen. Welche Umgebung für einen Künstler, den Seidelmann ausgebildet, Laroche gefördert, Devrient anerkannt, Döring beneidet, Dawison verfolgt hat! Der versoffene Stickler, der verkommene Birk, der elende Können, dazu die drei Weibsen. Hahaha! Ich könnte über mich lachen, wenn ich nicht weinen müßte. Man jauchzt mir zu, aber was ist für einen, den der Beifall aller Weltstädte umtobt hat, das Jauchzen der Chorostkower und Zaleszczyker?! Wissen Sie, weshalb ich auf dem rechten Ohr nicht ganz gut höre? Weil mir der tosende Jubel der Wiener über meinen Franz Moor das Trommelfell gesprengt hat.“

„Da haben Sie wohl zum Glück,“ fragte Sender, „im linken Ohr zufällig Watte gehabt?“

„So war es,“ erwiderte Hoheneichen. „Es ging ja durch alle Zeitungen . . . Aber nu gar der Abstand in der Gage! Nicht die Hauptsache für einen Künstler, aber doch nennenswert. Damals hundert Gulden täglich und heute?“

Er machte eine Pause. „Ich kann's Ihnen nicht sagen, lieber Kurländer,“ fuhr er mit zitternder Stimme fort, „denn Sie haben ein Herz für mich. Ihr Herz wird bluten.“

Wieder hielt er inne und blickte Sender erwartungsvoll an. Da aber dieser keine Miene verzog, winkte er den Kellner herbei.

„Ruben,“ hauchte er, „sagen Sie diesem berühmten Künstler, in welcher Lage sein Kollege ist.“

„Es geht Ihnen wirklich schlecht,“ sagte der Kellner. „Zwanzig Kreuzer täglich und freie Station. Allen Leuten sind Sie was schuldig. Jetzt“ — er blickte auf die Uhr, sie wies auf halb sieben — „sind Sie wahrscheinlich sehr hungrig, denn um zwölf bekommen Sie Ihr Mittagessen. Das Nachtmahl ist erst nach der Vorstellung.“

„Halten Sie ein,“ murmelte Hoheneichen, nachdem er geschlossen, „mich tötet die Scham . . .“

„Geben Sie dem Herrn ein Butterbrot und ein Fläschchen Moldauer,“ sagte Sender. Denn dem Kellner glaubte er, und dieser Abkömmling eines deutschen Kaisers war zwar nicht sein „Kollege“, aber doch immerhin ein Mann der Zunft, zu der nun auch er für immer gehörte.

„Bruder,“ jauchzte Hoheneichen, „das vergeß' ich dir nie! Denn wir wollen uns duzen — nicht wahr?“

„Später,“ sagte Sender. „Warum bleiben Sie hier?“ fragte er dann. „Sie waren doch schon an einer besseren Bühne.“

„Der Stolz des Wiener Burgtheaters. Aber so ohne Heller kann ich doch nicht fort, da verhungere ich ja! Und dann — dir will ich's vertrauen, Bruderherz — mich fesselt die Liebe! Die Schönau ist meine Braut. Und das elende Leben hat ja auch Lichtblicke,“ fuhr er fort und biß gierig in das Butterbrot. „Ich bleibe, meinem elenden Todfeind zum Trotz! O dieser Können! Alles will mir der Verruchte rauben, die Braut, die Rollen. Um ein Haar hätte er es neulich durchgesetzt, daß er den Franz Moor spielt. In der Regel spiele natürlich i ch den Karl u n d Franz — und w i e! Amadeus Können als Franz Moor — hahaha! Aber er heißt gar nicht so, sondern Aaron Kohn und war Schreiber in einer Tarnower Advokatur.“

„Und ich gar in einer Barnower Kollektur,“ erwiderte Sender. „Deshalb könnt' er doch ein anständiger Mensch sein.“

„Du!“ rief Hoheneichen, „du hättest Mist schaufeln können, dich hat der Schenius auf die Stirne geküßt! Aber dieser Können —“

„Pst!“ warnte Ruben.

Zur Tür herein schob sich ein kleiner, hagerer Mensch in dürftiger Kleidung, so recht der Typus eines armseligen gedrückten Juden. Den Kopf gesenkt, schlich er trübselig auf seinen kurzen Beinen dem Tisch in der Ecke zu, einen Kleistertopf in der Rechten, eine Riesenrolle roten Papiers in der Linken.

Mißmutig hob Ruben auf seine leise Bitte das Tuch vom Tisch. Der Mann breitete die Rolle darauf aus und begann die Bogen aneinander zu kleben.

„Die Zettel für morgen sind schon fertig,“ sagte der Kellner. „Wozu kleben Sie mir wieder den Tisch voll.“

„Es sind die Zettel für den Montag, die erste Vorstellung in Borszczow,“ erwiderte der Mann demütig. „Der Herr Direktor hat's mir befohlen, sie fertig mitzunehmen, weil wir am Sonntag unterwegs sind, und Montag muß ich die Bühne aufschlagen helfen.“

„Wird morgen noch hier gespielt?“ fragte Sender erstaunt sein Gegenüber.

„Freilich,“ erwiderte Hoheneichen. „Ausverkauftes Haus. Kein Platz mehr zu haben. Benefiz meiner Braut. Du nimmst ihr doch ein Billett ab?“

„Aber auf den heutigen Zetteln steht ja, daß es ganz gewiß das letzte Mal ist.“

Hoheneichen lachte auf.

„Das mußt du den Schwindler dort fragen,“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Der schmiert all die Lügen zusammen. . . . Aber verzeih', Bruderherz, die Kröte vergiftet mir die Luft. Auch muß ich meine Rolle nochmals lesen.“

Er erhob sich. „Auf Wiedersehen, Bruderherz. Hier, nach der Vorstellung, nicht wahr?“

Er ging. Auch der Kellner verließ das Zimmer. Sender war nun mit dem Männchen allein, das emsig in seiner Hantierung fortfuhr, aber zuweilen verstohlen zu ihm herüberblickte. Auch Sender mußte dasselbe tun: es war doch ein ganz merkwürdig häßliches Gesicht. Unter der niedrigen, zurückliegenden Stirne, in die sich krauses, pechschwarzes Haar drängte, saßen zwei kleine, melancholische Äuglein, zwischen ihnen sprang eine Riesennase kühn hervor, als wollte sie einen Fuß lang werden, zog sich dann aber, wie über ihr eignes, tolles Vorhaben entsetzt, in jäher Krümmung zu den dünnen Lippen nieder; dafür sprang aber das Kinn wieder kräftig hervor. „Wenn Franz Moor ein Jud' wär,“ dachte Sender, „diese Maske würd' ich mir für ihn nehmen.“

Das Männchen blickte immer häufiger herüber. „Nun wird er mich ansprechen,“ dachte Sender mit Unbehagen. Hoheneichen hatte ihm gründlich mißfallen, mit dem Verfasser dieser Zettel wollte er vollends nichts zu tun haben. Aber als nun der Kleine wirklich, nachdem er sichtlich mit dem Entschluß gekämpft, auf ihn zugeschlichen kam, konnte er doch nicht gut Reißaus nehmen. Er begnügte sich, eine möglichst abwehrende Miene zu machen.

Der andere merkte es und blieb auf halbem Wege stehen.

„Entschuldigen Sie zur Güte,“ sagte er dann demütig, und schob sich noch langsamer vorwärts, „ich wollt' Sie nur was fragen. Ich heiße Können, bin hier bei der Truppe. Sie sind doch der Barnower, von dem Nadler so viel hält? Ich hab' in seinem Auftrag die Bücher gekauft, die er Ihnen im vorigen Januar geschickt hat.“

„Ja, ich bin derselbe.“

„Und, entschuldigen Sie, hat Sie Nadler jetzt ausdrücklich zu sich berufen oder tun Sie es auf eigene Faust?“

„Das geht Sie zwar gar nichts an,“ erwiderte Sender, „aber er hat mich berufen.“

„Dann ist es gut,“ sagte Können und nickte. „Sehr gut! . . . Verzeihen Sie!“

Und er ging an seine Arbeit zurück.

Sender sah ihm verblüfft nach. „Warum haben Sie gefragt?“ rief er nach einer Weile hinüber.

Der Kleine kam wieder heran. „Warum? Sie haben recht, es geht mich nichts an. Aber wenn Sie zusehen, wie ein Mensch, der nicht schwimmen kann, ins reißende Wasser springen will, so werden Sie ihn auch fragen: „Hast du ein Seil, woran du dich halten kann?“ Und wenn er „nein“ sagt, so werden Sie ihn warnen. Sie haben gottlob ein Seil, da ist nichts mehr zu sagen. Was Adolf Nadler ihm rät, soll ein Mensch tun.“

„Hat er Ihnen geraten, ihm durchzubrennen?“ fragte Sender.

„Ich?“ rief der Kleine erschreckt. „Die anderen sind ihm durchgebrannt, mich hat er selbst fortgeschickt. Im April — drei Jahre hat er mich damals schon mit sich geschleppt, nur so aus Mitleid und weil ich als Sekretär zu brauchen war — da also sagt er mir: „Kohn“, sagt er, denn das ist mein wirklicher Name und er hat mich immer so genannt, „Sie schreiben eine schöne Hand, Sie sind ein geschickter Mensch, ein anständiger Mensch'“ — der Kleine richtete den gebeugten Nacken empor — „ja, so hat der Herr Nadler zu mir gesagt, ‚aber zum Schauspieler haben Sie weder das Talent, noch die Gestalt. Gehen Sie wieder zu einem Advokaten oder werden Sie Kaufmann, Sie werden überall besser fortkommen als beim Theater.' Aber noch aus einem anderen Grund hat der Herr Nadler so zu mir gesprochen . . .“

Das Männchen errötete. „Nun ich hab's eingesehen, bin beim Herrn Doktor Max Salmenfeld als Sollizitator

eingetreten, und er und sein Sohn, der junge Herr Doktor Bernhard waren sehr gut mit mir zufrieden. Auch ich hab' nicht zu klagen gehabt und doch war ich sehr unglücklich, denn das Theater — wen es einmal hat —" Er seufzte tief auf. „Und da kommt also Anfang Mai der Stickler zu mir. ‚Komm' mit, Können, als erster Charakterspieler und Theatersekretär. Den Franz Moor wirst du machen", sagt er, ‚und den Wurm und den Martinelli und den Shylock und den Mephisto' — und noch ein Lockmittel hat er für mich gehabt" — wieder errötete er — „und das war das stärkste, und so bin ich mitgegangen... Entschuldigen Sie, daß ich Sie damit belästigt habe, aber weil Sie vom Durchbrennen gesprochen haben — ich wäre bei meinem Herrn Nadler gern geblieben bis zu meiner letzten Stunde."

Und er machte wieder kehrt.

Sender fühlte sich seltsam angemutet, weniger durch die Worte, als durch ihren traurigen Ton. Das war doch ein ganz anderer Mann, als er gedacht.

„Wenn Ihre Arbeit nicht drängt", sagte er, „so nehmen Sie einen Augenblick bei mir Platz."

„Leider drängt sie", war die Antwort. „Ich muß die Blätter bis zur Vorstellung geklebt haben, damit sie trocknen können und ich sie heut' nacht und morgen früh bemalen kann. Aber wenn Sie sich zu mir setzen wollen, wird es mir die größte Ehre sein."

Sender tat es, obwohl ihn der Hinweis auf die Zettel wieder kühler stimmte.

„Wie lang sind Sie beim Theater?" fragte er.

„Sechs Jahre", war die Antwort. „Ich bin spät dazu gekommen, mit fünfundzwanzig."

Sender machte unwillkürlich eine Bewegung des Erstaunens.

„Weil ich so viel älter ausseh'?" fragte das Männchen mit traurigem Lächeln. „Hoch in den Vierzigen hätten Sie mich geschätzt. Aber, lieber Herr, was ist das für ein Leben!"

Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen?"

„Nur durch den eigenen Willen", war die Antwort, „mein Herz hat darnach getrachtet von Kindheit auf. Ich bin, man sieht mir's freilich nicht an, aus einer feinen, reichen Familie, mein Vater, Schlome Kohn, war der größte Weinhändler in Tarnow und dabei der frömmste ‚Chassid'. Mein älterer Bruder sollte das Geschäft erben und ich Rabbiner werden. Seit meinem fünften Jahr hat man Talmud und Thora in mich hineingestopft, soviel Platz war. Aber ich weiß nicht" — er deutete auf die Stirne — „war überhaupt nicht viel Platz, oder wenigstens nicht für solche Sachen, es ist nicht recht gegangen. Nur eines habe ich gern getan und darum leicht: Gedichte lernen, natürlich hebräische. Mit acht Jahren habe ich den halben Jehuda-ha-Levy auswendig gekonnt. Meine größte Freude waren aber die Spiele zu ‚Purim' (Fastnacht) und ‚Chanuka' (Makkabäerfest); monatelang im voraus habe ich von nichts anderem geträumt, aber mitgetan habe ich nicht; ich war zu schüchtern. Und wie ich's versuchen wollte, haben mich die anderen Knaben nicht zugelassen, weil ich zu häßlich war und zu klein, und wie ich mir's endlich durchgesetzt habe, bin ich stecken geblieben. Mit dreizehn Jahren aber, lieber Herr, ist mein Unglück fertig gewesen. Da war ich bei Verwandten auf Besuch in Krakau, und sie haben mich einigemal ins Theater mitgenommen, und davon bin ich verrückt geworden. Nichts anderes habe ich gedacht bei Tage und nichts anderes geträumt bei Nacht, auch wie ich wieder in Tarnow war. Und eines Tages, wie ich wieder früh in meine ‚Jeschiwa' (Lehranstalt für Talmudunterricht) gehe, kommt's mir: ‚Du mußt nach Krakau ins Theater.' Und wie ich geh' und steh', dreizehn Jahre alt und mit zwei Kreuzern in der Tasche, bin ich fortgelaufen und hab' mich bis Krakau durchgebettelt und Nachmittags ins Theater hineingeschlichen, wie es gerade gelüftet worden ist, und mich auf der Galerie versteckt. Die Vorstellung habe ich gesehen, aber dann haben sie mich hinausgeworfen und in der Nacht bin ich vor Hunger auf der Straße ohnmächtig geworden. Da hat mich die Polizei aufgefunden und nach Tarnow zurückgebracht. Und da bin ich furchtbar geprügelt worden, aber daß es nichts genützt hat, können Sie sich denken."

Sender nickte.

„Ich hab' dran festgehalten," fuhr das Männchen fort, „Jahre und Jahre. Nur vernünftig hab' ich's nun anfangen wollen. Man muß Deutsch können — das habe ich, weil mein Bruder als künftiger Geschäftsmann einen deutschen Lehrer gehabt hat, heimlich mitgelernt. Und Geld muß man haben, und da habe ich" — er atmete schwer — „meinem Vater hundert Gulden gestohlen und bin nach Lemberg gefahren. Siebzehn Jahre war ich alt. In Lemberg gehe ich zum Direktor und frage ihn, ob er mich als Schauspieler annehmen will. Er lacht sich halb tot und wirft mich hinaus. Ich laufe zu den Schauspielern. Die einen verhöhnen mich und die anderen suchen mir's auszureden. Und wie ich so verzweifelt herumgeh', begegnet mir ein glattrasierter Mensch. „Sie sind auch Schauspieler?" frage ich. — „Direktor Thalheim", antwortet er. Er hat eben eine Schmiere zusammengestellt, für meine neunzig Gulden hat er mich bis Stryj mitgenommen und dort einen Bedienten spielen lassen, der zu sagen hat: „Die Frau Gräfin läßt bitten". Wie ich auf die Bühne komme, lachen die Leute wie besessen, geredet habe ich nichts. Da jagt mich der Lump gleich weg und gibt mir „aus Erbarmen" einen Gulden zurück. In dieser Nacht" — seine Stimme zitterte — „habe ich mich in den Stryj gestürzt, aber Flößer haben mich gerettet. Ich bin ins Spital gekommen, dann hat mich mein Vater abholen lassen."

„Schrecklich!"

Der Kleine nickte.

„Aber das Schreckliche ist, daß mich mein Wahnsinn trotzdem nicht losgelassen hat. Unser Hausarzt war ein verständiger Mann. „Der Bursch ist ein Phantast," sagte er, „ein Schauspieler kann nicht aus ihm werden, aber vielleicht ein Schriftsteller." Auf seinen Rat hat mich mein Vater, so schwer es ihm seiner Frömmigkeit wegen gefallen ist, ins Gymnasium gegeben. Ich habe leicht gelernt, aber ungern — wozu braucht ein Schauspieler Latein und Griechisch? Da hat mich mein Vater nach drei Jahren aus der Schule genommen, zu einem Advokaten gegeben, damit ich mit der Zeit die Winkelschreiberei erlerne, und gleichzeitig zwangsweise verheiratet. Es war eine schreckliche Ehe, ich habe meine Frau vom ersten Tag an gehaßt als Hindernis meiner Pläne und sie mich allmählich noch mehr; zum Unglück kam auch noch ein Kind, ein armseliger Wurm wie ich. Da stirbt nach vier Jahren mein Vater, kurz darauf mein Knabe. Ich lasse mich von meiner Frau scheiden und gebe ihr dafür mein halbes Erbe. Mit der anderen Hälfte gehe ich nach Wien und nehme dramatischen Unterricht. Alle raten ab, ich bleibe dabei, nur daß ich jetzt durch die Praxis lernen will. Ich stelle eine Schmiere zusammen und ziehe mit ihr durch Mähren und Schlesien nach Galizien, und bringe in zwei Jahren meine achttausend Gulden an. Warum? Weil ich überall die Hauptrollen spielen will, und da laufen die Leute davon. Wie ich am Bettelstab bin, nimmt sich Nadler meiner an und — das andere wissen Sie."

Er seufzte tief und strich gesenkten Hauptes mit dem Kleisterpinsel übers Papier.

„Aber wenn Sie dies alles so klar erkennen —" begann Sender.

„Warum ich nicht gehe? Weil ich wahnsinnig bin!" rief der Kleine verzweiflungsvoll. „Weil der Teufel in mir steckt. Jetzt habe ich nur die eine fixe Idee: ich muß wieder den Franz Moor ..."

Die Uhr schlug acht.

„Um Gotteswillen", rief er bestürzt und breitete die Blätter hastig zum Trocknen aus. „Und ich komme schon im ersten Akt ... Und ich hab' mir für heut' eine Maske ausgedacht, eine feine Maske — aber sie braucht Zeit ..."

(Fortsetzung folgt.)

Frau v. Stein im Leben Goethes.

Studie zur Erinnerung des 100jährigen Todestages Charlotte v. Steins (6. Januar 1927).

Von F. L. Dunbar v. Kalckreuth.

Einer Einz'gen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn. (Goethe.)

Im Mittelpunkte dreier großer Kulturepochen Europas finden wir neben der Idealverkörperung männlichen Geistes den ihn ergänzenden und wie eine Aureole umleuchtenden weiblichen Genius: Aspasia, Beatrice, Charlotte v. Stein. In allen dreien offenbarten sich die hohen Eigenschaften des „Ewig Weiblichen": erziehend, begeisternd und durch Teilnahme produktiv auf den großen Mann an ihrer Seite zu wirken. So sind sie in höchster Potenz die Gegensätze zu jenen Vertreterinnen ihres Geschlechts gewesen, welche den Mann zu sich herunterziehen oder ihn ersetzen wollen, und welche besonders in jenen Epochen der Entartung ihre Rolle zu spielen wissen, in denen, wie z. B. in Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, die Effemination zur Mode wurde.

Fast ein ganzes Jahrhundert (1742—1827) hat Charlotte v. Stein gelebt und das Aufblühen einer deutschen Literatur bis zu ihrer Höchstentfaltung begleitet, — aber nur zehn Jahre, von Goethes Ankunft in Weimar bis zu seiner Reise nach Italien währte ihr unmittelbarer, glänzender Einfluß, und andererseits nur mittelbar vermögen wir uns ihr Bild wiederherzustellen. Denn eine verhängnisvolle Stunde hatte Charlotte alle ihre an Goethe gerichteten Briefe vernichten lassen und nur seine Antworten, diese Ergüsse der begeister-

ten Liebe des Einen, sind uns als wichtigste Quelle eines in der Literatur einzig dastehenden Verhältnisses erhalten geblieben. Auch trotz intimer Urteile, wie, um nur das von Schiller anzuführen, „Sie ist die beste Frau Weimars, eine wahrhaft eigene und interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachiert hat . . .", trotz Porträts und einer rein äußerlich gebliebenen Biographie dieser wunderbaren Frau, fällt es schwer, ihr Wesen in sicheren Umrissen zu zeichnen, sie ganz zu würdigen, richtig zu beurteilen. Sie hat sich gleichsam selber ausgelöscht, nachdem ihre Mission erfüllt war, und als sie vor hundert Jahren starb, weilte sie schon über vierzig Jahre nicht mehr in Goethes Leben.

Erich Schmidt in seinen „Charakteristiken" wird der Bedeutung des Eintritts Charlotte v. Steins in Goethes Leben am gerechtesten, wenn er schreibt: Ihm war bisher in Sophie la Roche die erste hochgebildete Salondame, mit graziöser Empfindsamkeit und den Ansprüchen der schriftstellernden „berühmten Frau" entgegengetreten. Seine früheren Geliebten standen meist gesellschaftlich alle geistig unter ihm; denn mit der grundgescheiten Friederike Oeser hatte den Studenten nur Freundschaft verbunden. Das Frankfurter Gretchen niederen Standes erscheint in fragwürdiger Umgebung; Käthchen Schönkopf als hübsches Bürgermädchen, dem durch Lektüre, Theaterspiel und Musik ein bißchen Bildung angeflogen war, während Friederike Brion nur eine im Dorfleben denkbare Idyllenfigur gewesen war und die anmutige Charlotte Buff „munter ohne Sentimentalität", das vollkommene Hausmütterchen vorstellte. Die La Roche-Brentano wurde aus einem schönen Salonfräulein eine verschüchterte Kaufmannsfrau, Christiane Vulpius war ein dralles Misel (Mäuschen) aus dem Volke, und endlich Lili, die wohlerzogene, vornehme junge Dame, bald launisch, bald leidenschaftlich hingebend, geistig nicht hervorragend, doch immer unendlich anziehend, ein „Glück ohne Ruh". — Da liebte Geothe zum ersten Male nun eine nicht bloß an Jahren ältere, weise Frau, welcher die feinsten Formen nicht anerzogen, sondern angeboren waren und durch Bildung des Herzens wie des Geistes keiner Frau Weimars nachstand. Bald erfüllte Charlotte v. Stein Goethes ganze Gegenwart und ließ die Schatten vorweimarischer Zeit sich völlig verflüchten, so daß der junge Dichterfürst ihr die metempsychosen Verse schrieb:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten,
Sag, wie band es uns so rein genau,
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.

Mit fester und taktvoller Hand weiß die „unerreichbare Geliebte" die Grenzen um ihr Idealverhältnis zu ziehen. Sie kennt Goethe an und empfängt dafür aus „Sturm und Drang" gehoben den tiefsten Frieden seiner Seele, er nennt sie seine Besänftigerin, an die „geheftet" er Ruhe, Offenheit, Lebenslust und ernste Tatkraft erhält.

Von 1776—88 hat Goethe ihr die schönsten Liebesbriefe geschrieben, die je von einem Manne verfaßt worden sind. Sein Wesen geht in ihnen auf, seine Stimmungen tönen wie auf einer Aeolsharfe, die sie in Händen hält; allem dichterischen Schaffen muß sie die letzte Weihe geben. Die tiefsinnigsten Stanzen der „Geheimnisse" sollten ein Monument für Freund und Freundin sein. Beide verliefen sich in die Gedankengänge Spinozas, mit denen zu beschäftigen Lessing Goethe und Herder aufgerufen hatte. Denn Charlotte besaß im höchsten Maße jene weibliche Gabe, gut zuzuhören und durch feine Fragestellung die Auseinandersetzung der Männer zu beleben, statt sie zu stören. Darauf zielen Goethes Worte der Prinzessin im Tasso: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Und wieder Iphigenies: „Es ziemt dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten." Wo nur ein heller Blick in die weibliche Natur geworfen wird, da ist sie beteiligt und trägt so zur Klärung, Vertiefung, zur Harmonie und Formveredelung Goethescher Poesie tiefwirkend bei. So finden wir in der Umarbeitung des „Wortes" die Lotte Buff, durch Frau v. Steins Wesen retouchiert, in der Natalie im Wilhelm Meister sie wieder, im Genrebild „Die Geschwister", in der Prinzessin Leonore und Iphigenie. — So ward ihm Charlotte in der Synthese von Mutter, Schwester und Geliebten zum befreienden und fördernden Genius in der Zeit seiner größten Empfänglichkeit und intensivsten Schaffens.

Dann zog er nach Italien, voll Hoffnung, daß ihr Bund auch diese Prüfung überstehen würde — es war ein Irrtum. Die entfremdende Wirkung weiterer Reisen, die lange Abwesenheit und die vielen Neueindrücke, alles hat zur seelischen Katastrophe beigetragen. Charlotte hatte sich erschöpft, sie konnte ihn nicht weiter begleiten. Dem aufgeblühten Sinnenmenschen trat eine gealterte, kränkliche Frau entgegen, welcher er Freundschaft für Liebe anbot.

Goethe buchte diesen Verlust in der Rechnung seines Lebens: „Eine Liebe hatte ich, sie war mir lieber, als alles — Aber ich hab' sie nicht mehr, schweig' und ertrag' den Verlust."

Blaß schleppt der Tag . . .

Blaß schleppt der Tag und müd' sich hin,
die Berge drohen grauverhangen,
und fröstelnd geht ein großes Bangen
durch Feld und fahles Wiesengrün.

Schwarz steht der Wald wie eine Wand,
die Welt liegt still und abgeschieden
und hat doch nichts von jenem Frieden,
der lösend allen Schmerz entspannt.

Da glimmt im Tale auf ein Licht
und will die grauen Schatten trinken,
so tröstlich ist sein helles Blinken
wie eine neue Zuversicht.

Lotte Fiedler.

Bunte Chronik

* **Kaltblütigkeit.** Der französische General Pelissier war im Dienst sehr streng. Er stellte einst einen Spahi zur Rede, der ihm eine freche Antwort gab. Diese Frechheit des Farbigen erzürnte den General derart, daß er den Soldaten ohne weiteres mit der Reitpeitsche ins Gesicht schlug. Der Spahi zog, außer sich vor Wut, seine Pistole und drückte sie auf Pelissier ab. Aber die Pistole versagte. Der General schnauzte nun den Spahi an: „Drei Tage Arrest wegen Nichtinstandhaltung der Waffen!" — Damit war die Angelegenheit für ihn erledigt.

*

* **Die Widmung des Verbrechers.** Ein hoher englischer Polizeibeamter, der Chief-Constable Wensley von Scotland Yard, erlebte kürzlich eine peinliche Überraschung. Es wurde ihm da ein Buch zugeschickt, in dem auf dem Titelblatt zu lesen stand, daß das Buch vom Autor ihm gewidmet sei und zur näheren Erklärung „in Erinnerung an einen denkwürdigen Vorfall, den er vielleicht vergessen hat, an den ich mich aber immer erinnern werde". Soweit wäre die Sache ja ganz schön und gut und nicht weiter auffallend, wenn nicht die Person des Verfassers gewesen wäre. Dieser, ein gewisser Netley Lucas, war nämlich der Polizei und insbesondere dem Chief-Constable in der Tat nicht unbekannt, da Lucas bereits des öfteren vor den Schranken des Gerichts gestanden hatte, auch wiederholt verurteilt war, und im Gefängnis gesessen hatte. Daneben aber betätigte sich der vielseitige Mann auch als Schriftsteller und verfaßte eine ganze Reihe von Büchern, die sich sämtlich in Verbrecherkreisen bewegten und Verbrechen zum Gegenstande hatten. Ein Gebiet also, das ihm seinen Erfahrungen nach besonders gut liegen mußte. Unter diesen Büchern ist eines besonders interessant, das sich „Autobiographie eines Schwindlers" nennt und in dem Netley Lucas seinen eigenen Werdegang beschreibt. Man kann sich nun denken, daß es dem würdevollen Schützer der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung nicht gerade angenehm sein muß, seinen Namen mit dem Namen einer so zweifelhaften Persönlichkeit in Verbindung gebracht zu sehen. Aber er kann praktisch nicht viel dagegen tun, da die englischen Gesetze keine Handhabe dazu bieten, gegen eine Widmung rechtskräftigen Protest einzulegen, der Verfasser ist berechtigt, in dieser Beziehung nach freiem Willen zu verfahren, wenn es auch praktisch in der Regel üblich ist, sich vorher mit der Person, der man sein Werk widmen will, in Verbindung zu setzen und ihre Einwilligung einzuholen. Ein Fall, wie der obige, dürfte ja auch zu seltenen Ausnahmen gehören.

Lustige Rundschau

* **Nobel.** A.: „Gehst du mit ins Café?" — B.: „Tut mir leid — habe keinen Pfennig Geld bei mir." — A.: „Komm nur mit. Du kannst dich an mich anschließen und das Glas Wasser trinken, das ich zum Kaffee kriege."

*

* **Zerstreut.** Gauner (aus dem Wirtshaus kommend): „Verdammt noch mal; jetzt habe ich in meiner Zerstreutheit meine Zeche bezahlt."

*

* **Der Don Juan.** „Wenn ich Sie jetzt nicht erhöre, erschießen Sie sich dann wirklich, Herr Assessor?" — „Ja, das tue ich immer!"

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.